

Der gelbe Drache

Autor(en): **Mills, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **1 (1925)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER GELBE DRACHE

ROMAN VON ARTHUR MILLS / AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN VON MARTIN PROSKAUER

Kapitel 1.

An einem grauen Novembertag glitt der große Dampfer «Lucknow» von seinem Ankerplatz fort und schob sich langsam die Themse hinunter. Der Sekondeleutnant James Drew lehnte sich an die Reling, sah in die verschwindenden Lichter von London, und eine tiefe Melancholie befahl ihn. Er verließ England zum erstenmal, er verließ die Restaurants, Theater, den kleinen Freundeskreis, der seine Existenz ausgemacht hatte, um dafür das Leben in einer kleinen britischen Kolonie am östlichen Rande der Welt einzutauschen, wo er ähnliche Freuden nicht erhoffen durfte. Seine Versetzung von seinem englischen Regiment zum 1. Bataillon nach Hongkong war ganz unfreiwillig. Sein Oberst hatte einfach seinen Namen in eine Liste geschrieben, um eine freie Offiziersstelle bei dem Uebersee-Regiment auszufüllen.

Es heißt, daß der Orient den Reisenden zum erstenmal in Port Said packt, andere bezeichnen den mit dem roten Himmelslicht als den Wendepunkt; wieder andere sind zuerst von dem Eindruck der fliegenden Fische ergriffen, die über der unendlichen Weite des Indischen Ozeans hinwegschweben.

James Drew spürte den Orient zum erstenmal in Colombo. Er war an Land gegangen, hatte im Gall Face-Hotel diniert und ging abends auf das Schiff zurück. Als er die Kabinentür öffnete, sah er auf dem Boden einen kleinen Mann liegen, der mit glühend rotem Gesicht friedlich schlief. Er beugte sich nieder und schüttelte die Schulter des Fremden. Dieser stöhnte, drehte sich um, wälzte sich auf ein erneutes Schütteln nochmals, öffnete schließlich seine Augen, betrachtete James mißfällig und schloß die Augen wieder.

«Wo ist mein Gepäck?» fragte er schließlich, immer noch die Augen fest geschlossen.

«Ich weiß nicht», sagte James. «Sie sind in der falschen Kabine.»

«I bewahre», sagte der Fremde, ohne die Ruhe zu verlieren.

James sah sich verblüfft um. Man hatte ihm kein Wort gesagt, daß er von Colombo an einen Kabinengeführten haben sollte. Nun sah er auch in der oberen Koje einen Koffer mit den Buchstaben P. de V.

«Ist das Ihr Koffer?» fragte er. Der Neuankommling öffnete ein Auge, blickte James an und nickte.

Aber sein Gesichtsausdruck ließ nicht darauf schließen, daß er seine Lage erstaunlich fand. Ungeduldig drückte James auf den Klingelknopf. Ein farbiger Steward erschien. Bevor James aber noch etwas sagen konnte, richtete sich der kleine Mann auf und rief befehlend: «Boy!»

«Yessir!»
«Bring mir ein Stenga!»

Der Steward verschwand und kehrte gleich darauf mit einem Glas halb voll Whisky und einer Selterswasserflasche zurück. Er goß das Wasser in den Whisky, als der kleine Mann wieder die Augen öffnete, mit einem Ruck auf die Füße sprang und das Glas fortnahm.

«Dummer Kerl! Du verwässert mir ja den Whisky.»

Dann sah er sich um und schien zum erstenmal James' Gegenwart zu erfassen.

«Was trinken Sie?» fragte er.

«Nichts! Danke!» sagte James und unternahm den Versuch, recht verächtlich zu sprechen.

«Bring zwei Stengas, Boy», befahl der Fremde. «Ich will nichts trinken», rief James hinter dem Steward her.

«Gut, dann trinke ich beide», entschied der Fremde und ließ sich schwer auf James' Kopfkissen nieder. Der Leutnant ging wütend aus der Kabine, suchte den Schiffszahlmeister und beklagte sich. Hier erfuhr er, daß der Fremde der Vicomte de Voiza sei, der die andere Koje in James' Kabine von Colombo nach Hongkong bestellt hatte. Der Zahlmeister hörte teilnahmsvoll die Geschichte von dem Benehmen des Gastes an und riet James, so lange in den Rauchsalon zu gehen, bis sich der neue Kabinengenosse eingewöhnt hätte.

«Wahrscheinlich ist er ein Pflanzler aus der Gegend, und seine Freunde haben ihm einen heftigen Abschiedstrunk gegeben.»

Der Offizier wartete eine halbe Stunde und ging dann in seine Kabine zurück. Der Vicomte

lag in James' Schlafanzug in James' Koje, aber er schlief so friedlich, daß James nicht das Herz hatte, ihn aufzuwecken. Also suchte er sich aus seinen Sachen einen anderen Pyjama und kletterte in die obere Koje. Als er am nächsten Morgen aufwachte, fand er die Kabine schon leer. Er zog sich an und ging an Deck. Im Rauchsalon traf er seinen Kabinennachbar, ein langes Glas mit Eisstücken in der Hand, in einem Gespräch mit dem Steward.

«Morjen!» sagte der Vicomte. «Hoffentlich habe ich Sie heute nacht nicht gestört.»

«Durchaus nicht», sagte James und sah sich im hellen Tageslicht den Reisegefährten näher an. Es war eine kräftige, kleine Gestalt, das glattrasierte Gesicht von der Sonne ziegelrot gebrannt und die Augen von roten Aederchen durchzogen.

«Trinken Sie einen mit?» fragte der Vicomte. «Ich lege immer Haare auf den Hund, der mich beißt.»

Da kein Hund den Leutnant gebissen hatte

in Belgien und später in Italien. Er war überhaupt, wie schon das Zigarettenetui zeigte, kürzlich oder früher einmal in den meisten Gegenden der Welt gewesen. Alles das erzählte er James vor dem Frühstück, und der junge Leutnant spürte zum erstenmal seit der Abreise von England, daß ihn die Gesellschaft eines anderen Menschen vollständig fesselte. Das war noch besser als Bücher lesen, so bequem zu sitzen und dem Gespräch dieses Mannes zu lauschen, der ein buntes Leben geführt hatte. So begann eine sehr merkwürdige Freundschaft und damit die erste Einführung des jungen Leutnants in den wirklichen Orient. Denn de Voiza als Mensch war ein Teil des bunten Bildes, aus dem sich der Orient zusammensetzt; er gehörte so sehr dazu wie die indischen Basare, der Jade- und Porzellanmärkte von Kanton oder jener undefinierbare Geruch, der jede chinesische Straße durchzieht.

Es gibt im Osten viele Leute, die de Voiza unähnlich sind, aber viele ähneln ihm sehr. Manche sind bereits in den Niederungen des Lebens angelangt, manchen geht es zeitweilig gut, aber

«Ich kann nicht», sagte er plötzlich leise vor sich hin, «ich habe dann nur zwei Pfund für mich übrig.»

«De Voiza starrte ihn an. «Heiliger Patrick! Sie verweilen ja Rock und Hemd. Aber ich bin raus!»

Er warf seine Karten auf den Tisch und schob James eine Handvoll Spielmarken zu. Während James die Marken mit zitternden Fingern zählte, nahm der Pflanzler, der neben de Voiza stand, die Karten auf.

«Ja, Menschenskind! Sie haben ja einen Straight flush! Warum haben Sie nicht aufgelegt?»

«Was? Straight flush?» sagte de Voiza, «das habe ich gar nicht gesehen. Aber wer heißt Sie, hier in meine Karten zu gucken?»

Das Spiel war abgebrochen, die anderen gingen an Deck und ließen de Voiza und James allein im Rauchsalon. Und James erfaßte jetzt, daß er geradezu noch auf wunderbare Weise entwischt war, und sprach darüber mit de Voiza.

«Zu dumm, daß ich den Straight flush nicht gesehen habe», meinte der Vicomte, «aber schließlich kann ich Sie doch nicht Ihre letzten zehn Goldstücke verlieren lassen. Darf ich Ihnen was sagen?»

«Ja, bitte.»
«Sie haben soviel Aussicht, mir oder einem dieser Leute hier Geld abzugewinnen, wie eine Katze im Niagarafall!»

Und jetzt erst dämmerte es James, daß de Voiza absichtlich verloren hatte.

Noch bis in die Nacht saßen sie plaudernd zusammen. De Voiza hatte sich eine drei Viertel gefüllte Whiskyflasche herzustellen lassen, von der er das meiste in großen Schlucken trank. James sah zu und bewunderte seine Aufnahmefähigkeit. Verstoßen beobachtete er den kleinen Mann, der ihm gegenüber saß, das Gesicht gerötet, die Augen mit leerem Ausdruck in das leere Glas starrend. Was mochte er hinter sich haben, was hatte ihn zu einem solchen Leben gebracht?

Der Vicomte tippte mit dem Finger auf sein Zigarettenetui: «Sehen Sie sich das hier mal an.»

James nahm das Etui auf. Auf den Deckseiten war innen und außen kaum noch ein Platz, wo der Name eines Hafens eingeritzt werden konnte.

«Meine Frau hat mir das gegeben.»

James beherrschte seine Überraschung. De Voiza nahm das Etui zurück und starrte auf die gravierten Namen:

«Die Welt ist verdammt groß, wenn Sie mal jemand verlieren.»

Am nächsten Tage erreichte das Schiff Hongkong, von wo aus Voiza nach Kanton weiterreiste.

James trennte sich von ihm mit wirklichem Bedauern, aber der Vicomte versprach ihm, bald nach Hongkong zu kommen und ihn zu besuchen.

Kapitel 2.

Das Geschäft auf dem Jade- und Edelsteinmarkt in Kanton näherte sich dem Ende. Aus Europa waren neue Bestellungen gekommen, denn die Nachfrage nach dem schönen durchscheinend grünen Stein, der in den Spalten des Kuen-Lun-Gebirges gefunden wird, war groß.

Tao las den Brief einer Firma aus London und riß ihn zornig in Fetzen. Warum sollte wohl China seine schönsten Stücke nach Europa schicken? Wenn der gewöhnliche grüne Jade, der in Europa für schön gehalten wird, nicht mehr genigte, so mußten sie sich ohne ihn behelfen. Der Chinese nahm aus einer Schale eine Halskette, die aus Perlen von ganz gleicher herrlich seegrüner Farbe bestand. Dann wog er ein Paar Ohrhinge in der Hand. Die Ringe waren kreisrund geschliffen, geglättet und poliert, bis sie sich wie Seide anfühlten. Er hielt einen Ohrhinge gegen das Fenster und sah, wie das Licht mit saphirgrüner Farbe durchschien. Tao kicherte verächtlich. Solchen Jade wollten die schmutzigen Europäer; sie wußten vielleicht gar nicht, daß der seegrüne Jade der nationale Edelstein von China war, daß diese Ohrhinge für die Hochzeit des reichen Huang, des Tu-Tu zu Fan Kee, bestellt waren. Denn war nicht Jade das Symbol der Tugend, und gehörte es sich nicht, daß die Tochter eines Tu-Tu an ihrem Hoch-

(Fortsetzung Seite 10.)



Port Said «Der Hafen»

und es nur noch einige Minuten vor dem Frühstück war, lehnte er ab.

«Wenigstens eine Zigarette?» fragte der andere und hielt ihm ein goldenes Etui hin, das außen und innen mit gravierten Schriftzügen bedeckt war. James nahm eine Zigarette und sah das Etui interessiert an.

«Ein merkwürdiges Etui», sagte de Voiza, als er James' Blick sah. «Wissen Sie, was die Namen hier bedeuten? Das sind alle Seehäfen, die ich besucht habe. Nun fahre ich schon dreimal um die Welt.»

«Tatsächlich?» staunte James.

«Ja, ich habe eine ganze Menge Geld geerbt, und diesen komischen Namen auch. Ein Verwandter hat mir ein Besitztum in Italien hinterlassen, das mit dem Namen zusammenhängt. Dabei kann ich von der Makkaronisprache kein Wort. Ist das nicht komisch?»

Diese Erklärung löste bei James einen Zweifel, der ihm bei der neuen Bekanntschaft gekommen war; trotz des fremdsprachlichen Titels war der Akzent des Vicomte deutlich britisch, sogar leicht irisch.

Der Vicomte fuhr fort, vergnügt weiter zu plaudern, hauptsächlich über seinen Besitz. Er sagte, daß er ihm nicht besonders gefiele und er das Gut gern verkaufen möchte, aber das ginge leider nicht. Jedenfalls brachte es ihm eine schöne kleine Rente, die er gut brauchen konnte. In der Villa auf dem Gut waren einige Bilder, die ihm viel Geld bringen würden, die er aber nicht verkaufen dürfte. Nun — vielleicht käme James eines Tages durch Italien, dann müßte er ihn unbedingt besuchen und in der Villa Voiza wohnen.

Nun irrite der Vicomte von seinem Gutsbesitzersinteresse ab und erzählte James, daß Pferderennen eine seiner Liebhabereien seien. Als Herrenreiter wäre er auf manchen wichtigen Rennen in England mitgeritten, auch

alle sind rollende Steine, keiner hat das Glück in der Zukunft zu erwarten. Sie sprechen immer von den Tagen im Heimatland, von Piccadilly und den eleganten Restaurants, sie sprechen von den Jagden über smaragdgrüne Wiesen und von Ritten mit den Hunden durch dunkelbraune Wälder im Herbstnebel — aber von diesen letzteren Dingen nur sehr selten. Es gab noch einen oder zwei andere de Voiza ähnliche Männer auf dem Schiff, eine Anzahl Gummipflanzler auf dem Heimweg nach Singapur, einen chinesischen Zollbeamten, einen anderen Beamten, der nach Japan ging. Die hielten sich meist zusammen, saßen im Rauchzimmer und würfelten den Whisky aus.

Durch de Voiza geriet James in diesen Kreis. Er beteiligte sich am Glücksspiel und setzte sich auch die letzte Nacht vor Hongkong mit zum Poker.

«Nur ein kleines Spielchen», sagten ihm die anderen, «fünf Schilling Einsatz; wir wollen uns doch nicht einstecken die Haut abziehen.»

Nachdem er eine Stunde gespielt hatte, hatte er zehn Pfund verloren, die Hälfte des Geldes, auf das er bis zur nächsten Gehaltszahlung rechnen durfte. Dann bekam er gute Karten und fand schließlich, daß nur noch de Voiza gegen ihn hielt. Fünf — zehn — fünfzehn Schilling stieg das Bieten.

«Wollen wir immer um ein Pfund steigern?» fragte de Voiza.

James nickte.

«Zwei Pfund?» sagte de Voiza.

«Drei», bot James.

«Vier! Fünf! Sechs! Sieben! Acht! Neun!»

«Zwanzig Pfund?» schlug de Voiza vor. Der Leutnant fühlte, wie die Karten naß vom Schweiß in seiner Hand klebten. Er konnte es sich nicht leisten, zwanzig Pfund zu verlieren, nicht einmal zehn Pfund, die er schon verloren hatte. Er winselte, daß er sich nie in das Spiel eingelassen hätte.

(Fortsetzung von Seite 7.)
zeitig Ohringe aus reinstem und feinstem Jade trug?

Tso verließ seinen Laden und sprach mit einigen anderen Händlern. Gemeinsam lächelten sie über den Brief aus London. Tso fragte, ob irgend jemand Lust hätte, den Auftrag auszuführen. Alle schüttelten die Köpfe. Da erschien ein Kuli, kniete nieder und berührte die Erde mit der Stirn. Nachdem der Mann seinen Kotau als Zeichen der Ehrerbietung gemacht hatte, stand er wieder auf und zog den Vorhang eines Tragstuhles zurück, den zwei andere Kulis inzwischen auf die Erde gesetzt hatten. Tso wünschte den anderen Händlern eine gute Nacht und kletterte in die Sänfte.

Die Kulis hoben die Tragstangen auf die Schultern und liefen mit schnellem wiegenden Trab davon, voran der ältere Kuli oder «Nummer-Eins-Boy», der die Ankunft der Sänfte angezeigt hatte. Die Straßen waren so eng, daß eine zweite Sänfte nicht passieren konnte. Ein- oder zweimal trafen sie eine aus der entgegengesetzten Richtung kommende Sänfte. Dann hielten alle Sänfenträger an, und die «Nummer-Eins-Boys» berieten miteinander. Und es war bemerkenswert, daß der Boy von Tso immer

nur ein Wort zu sagen hatte, um den Weg für seinen Herrn frei zu machen. Manchmal standen die Weiber an den Türen ihres Hauses und starrten auf Tsos Sänfte. Sie zeigten auf ein Muster, das in den Vorhang gestickt war. Die Zeichnung war häufig genug in China, denn die Drachen findet man fast auf jedem Stück Möbel und Porzellan, aber das besondere war die Farbe, ein klares, leuchtendes Gelb. Natürlich war, seit China Republik war, gelb nicht mehr heiliges Vorrecht des Kaisers, aber der Drache, der auf den Vorhang von Tsos Sänfte gestickt war, bewegte doch die Gemüter der einfachen Leute. Wenn auch die Dynastie tot war, so hatte noch kein Mensch außer Tso gewagt, sich das Symbol des Kaiserhauses anzuzeigen — einen sechskralligen Drachen im kaiserlichen Gelb.

Was bedeutete es? Niemand wußte es. Aber Tso war unermesslich reich, und sein Wink mit dem kleinen Finger war bedeutungsvoller als eine Anordnung des Gouverneurs in Kanton, der von Peking ernannt war.

Wenn alles dies auch im Herzen der alten, geheimnisvollen Hauptstadt des Südens bekannt war, so erregte es im Britischen Club in Shanghai wenig Interesse. Warum sollte es auch?

Welchen Zweck hätte es, sich für die inneren Vorgänge eines Landes zu interessieren, dessen Sprache noch nicht zehn Prozent der Leute sprachen, die jetzt am Schenkisch der Club-Bar standen, die nicht Chinesisch lernen würden, und wenn sie dreißig Jahre in China wären.

In einer Ecke der Bar sprach der Vicomte de Voiza mit dem Vizekonsul und dem Kapitän eines englischen Kriegsschiffes. Während sie sprachen, schüttelte der eine oder der andere mechanisch den Würfelbecher, während hinter der Bar der Kellner ebenso mechanisch die Getränke mischte, mit denen er ihre Gläser nachfüllte.

De Voiza war geradeswegs nach Kanton gekommen, lehnte jetzt an der Bar, den Hut schief über ein Auge gezogen, und schien so sehr zu Hause zu sein, als hätte er sein ganzes Leben in Kanton verbracht. Der Vizekonsul sprach über die Möglichkeit politischer Unruhen. Er neigte zu der Ansicht, daß eine neue Revolution möglich sei.

«Hier geht es immer los», sagte er und nickte in der Richtung der alten Stadt von Kanton. «Jede Teufelei, die in China beginnt, fängt in diesen engen Straßen an. Das Geschwätz meine ich. Etwas Ernsthaftes geschieht hier nicht, da-

für haben sie vor unserm Freund hier zu sehr Angst.»

Der Schiffskommandant lachte und schien es für wahr hinzunehmen, daß er mit seinen beiden kleinen Geschützen Kanton in der Gewalt hatte.

Bald verließ de Voiza den Klub und ging auf den Bund zu. Es war jetzt tiefdunkel. De Voiza winkte einem der Straßenjungen, die sich durch das Heranrufen von Sampanbooten ein Trinkgeld verdienen. Der Kleine verschwand nach dem Bund zu in der Dunkelheit, schwang seine Laterne und rief in weinerlichem Ton:

«Nummer zwölf! Nummer zwölf!»

Bald darauf tauchte ein Sampan aus der Finsternis auf. Eine alte runzelige Frau ruderte im Bug, ein Licht schien aus der Kabine im Heck. De Voiza stieg in das Boot, gab der Alten einen Befehl und ging in die Kabine. Schwerer Duft schien das Boot zu umgeben. De Voiza schob einen Vorhang aus Brokat beiseite und trat ein.

Der Unterschied zwischen dem Äußeren des Bootes und der Kabineneinrichtung war erstaunlich. Außen sah der Sampan wie ein gewöhnliches, stark mitgenommenes Boot aus, wie sie zu Hunderten auf dem West-River fahren.

(Fortsetzung folgt.)

**OPTIKER
KOCH**
BAHNHOFSTRASSE 11
ZÜRICH

PELZHAUS
**H. Pomerantz
& Co.**
ZÜRICH
Lintheschergasse 21 + Tel. Selnau 26.07

**Sei ein Mann,
rauche Stumpfen
und Cigarren**

«Die Probleme, die uns das Leben täglich bietet, lösen sich bei einer guten Cigarre von selber.»

OLYMPIA
DER SCHWEIZER STUMPEN
Cigarrenfabriken
Eichenberger & Erismann
BEINWIL a/SEE

**THE
MESSMER
CIGARETTES
THE TRIPLE
EXTRA CHOICE**

En gros: Gottfr. Hirtz, Zürich

ANNONCENREGIE:
RUDOLF MOSSE, ZÜRICH und BASEL,
sowie sämtliche Filialen.